

Pädagogisches Seminar der Universität Zürich

Theoretische Seminararbeit im Fachbereich PP1

Dr. Maja Storch

Wintersemester 07/08

**Narrative Identität –
ein Weg aus der Identitätskrise?**

Gerard Adarve

Landenbergstrasse 16a

8037 Zürich

Tel. 044 273 16 27

E-mail: adarve21@yahoo.de

Abgabetermin: 6.11.2007

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	1
1 Identitätsvorstellungen im Laufe der Zeit: Vormoderne – Moderne – Postmoderne	2
1.1 „Vormoderne“ Identität.....	2
1.2 „Moderne“ Identität.....	3
1.3 „Postmoderne“ Identität	5
2 Narrative Identität.....	9
2.1 Narratologie und narrative Psychologie.....	9
2.2 Funktionen der Narration.....	11
2.2.1 Stiftung von Kohärenz	11
2.2.2 Stiftung von Kontinuität.....	12
2.2.3 Reduktion von Kontingenz.....	13
2.3 Narration und „Wahrheit“	13
2.4 Narrationen als Produkte des sozialen Austausches	16
2.5 Fazit.....	19
3 Zusammenfassung und weiterführende Gedanken.....	20
4 Bibliographie	22

Einleitung

„Identität“ ist ein Begriff, den viele Menschen instinktiv verstehen, der aber, wenn es um eine konkrete Definition geht, Schwierigkeiten bereitet. Das liegt nicht zuletzt daran, dass dieses Phänomen von verschiedenen Werten aus betrachtet werden kann, wobei, je nach Perspektive, unterschiedliche Schwerpunkte in den Vordergrund rücken. Gleichzeitig lassen sich diese verschiedenen Ebenen, wie in der einschlägigen Literatur gut zum Vorschein kommt, nicht leicht unter einen Nenner bringen. Somit bleibt das, was unter „Identität“ verstanden werden soll, vielmals vom Zugang abhängig, den die Interessentin oder der Interessent wählt.

Diese Entwicklung ist nicht zwangsläufig negativ: Gerade die Vielfalt der Aspekte, die mit Identitätsprozessen in Verbindung gebracht werden können, machen dieses Phänomen spannend und herausfordernd. Andererseits ist eine stimmige Integration aller erarbeiteten Perspektiven nahezu unmöglich: Eine Forschung, die sich mit Identitätsprozessen auseinandersetzt, wird sich meist auf einige Aspekte konzentrieren, andere aber ausblenden müssen. Eine Integration aller möglichen Perspektiven wird auch in dieser Arbeit nicht geleistet. Vielmehr rückt hier eine spezifische Betrachtungsebene in den Vordergrund, es handelt sich – der Titel dieser Arbeit deutet es an – um den Ansatz der „narrativen Identität“.

„Identität“ soll hier, dem Duktus der „narrativen Psychologie“ folgend, vor allem als ein kognitiv-bewusstseinsfähiges Phänomen betrachtet werden und zwar als die durch eine Selbsterzählung gegebene und strukturierte/konstruierte Antwort des Menschen auf die Frage „Wer bin ich?“ oder „Wie bin ich zu dem Menschen geworden, der ich nun bin und was soll zukünftig aus mir werden?“. Im Fokus steht dabei die „persönliche Identität“ eines Menschen, d.h. die „kollektive“ Dimension von Identität wird – wenn auch nicht überall möglich – ausgeklammert. Wie im ersten Teil der vorliegenden Arbeit gezeigt wird, ist es für den heutigen Menschen zunehmend schwierig geworden, die oben formulierten Identitätsfragen zu beantworten. Manche Autorinnen und Autoren gehen in diesem Zusammenhang so weit, die Bildung von Identität unter postmodernen Bedingungen weder als ein nötiges, noch als ein erstrebenswertes Ziel zu betrachten. Der im zweiten Teil vorgestellte „narrative Ansatz“ sieht die Konstruktion einer kohärenten und kontinuierlichen persönlichen Identität nichtsdestotrotz als möglich und wichtig an – und zwar indem Individuen aufgrund früherer Selbsterfahrungen und gegenwärtiger Sinnbedürfnisse in einem erinne-

rungsbasierten Prozess ihre eigene Lebensgeschichte erzählen. Eine narrativ konstruierte Identität als Ausweg aus der postmodernen Identitätskrise? – das ist die Frage, um welche die vorliegende Arbeit kreist.

1 Identitätsvorstellungen im Laufe der Zeit: Vormoderne – Moderne – Postmoderne

1.1 „Vormoderne“ Identität

Das Thema der persönlichen Identität war noch vor einigen Epochen kein Thema. Wie Gisela Steins (2003) bemerkt, stellte sich in Europa damals die Frage, wer man eigentlich sei (oder sein wolle) nicht, oder besser gesagt: Die Antwort auf diese Frage wurde nicht individuell, sondern von oberen Instanzen und/oder von der zugehörigen Gruppe gegeben. Mit Blick auf das Mittelalter seien es beispielsweise vor allem christliche Rituale gewesen, welche (implizit) eine identitätsstiftende Funktion ausgeübt hätten. Hier begegnen wir weniger einem über die eigene Identität reflektierenden Menschen, als vielmehr einem „Kind Gottes“. Neben religiösen Selbstdefinitionen, spielte die damalige gesellschaftliche Struktur eine bedeutende Rolle. So sei es Steins zufolge üblich gewesen, dass Berufe innerhalb der Familie tradiert, Ehen nach pragmatischen Gründen geschlossen und Kinder schon bald als „kleine Erwachsene“ angesehen wurden und dementsprechend früh „erwachsene“ Pflichten zu erfüllen hatten. An diesen wenigen Beispielen wird einerseits ersichtlich, dass heutige Identitätsentwicklungsthemen wie Berufs- oder Partnerwahl damals nicht Gegenstand der Selbstreflexion waren – der Mensch schlüpfte, in Abhängigkeit seines Geburtsstandes, in gesellschaftlich vordefinierte Strukturen. Andererseits kamen Heranwachsende nicht in den Genuss von Jugend oder Adoleszenz im Sinne eines expliziten Übergangs vom Kind zum Erwachsenen. Diese heute für die Identitätsentwicklung und -findung als so wichtig erachtete Sozialisationsspanne fiel weg, der Übertritt in das Erwachsenenalter geschah früh und ohne „institutionalisierte psychosoziale Moratorien“ im Erikson'schen Sinne.

Pointiert beschreibt Thomas Luckmann diese religiös und sozial zugewiesene Identität des Mittelalters, welche er insgesamt als „relatively unproblematic“ bezeichnet: „Most people became what they were expected to become, and what they themselves expected to become from childhood onward. Starting out with certain character dispositions, these were either reinforced or suppressed (more or less effectively) by an ‚identity model‘ selected by significant others from a welldefined and relatively limited range of variants. In consequence of

the correspondingly high density of face-to-face communication, individual identities were integrated into the group as a matter of course“ (Luckmann 2004, S. 198).

Den Beginn einer allgemeinen Reflexion über die persönliche Identität orten Steins (2003) und Kaufmann (2005) insbesondere in der Romantik. Hier lässt sich eine gesellschaftsübergreifende Aufwertung der individuellen Persönlichkeit erkennen: Das einzigartige Potenzial des Menschen wird in Literatur und Philosophie gepriesen, eng damit verbunden kristallisiert sich das Bedürfnis des Individuums, diese inneren Anlagen auch effektiv zu verwirklichen. Die Voraussetzungen für solcherart Begehren werden von der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft bereitgestellt, die das Subjekt zunehmend als handlungsmächtig und selbstbestimmt auffasst (vgl. Assmann 2004). Vernunft als bürgerliches Leitmotivo löst den Menschen aus religiösen Dogmen heraus, die aufkommende Marktgesellschaft verspricht jedem Individuum seine ganz persönliche Chance und strukturiert seinen Alltag neu: „Erst der Differenzierungsprozess, der die auf Ähnlichkeit beruhenden mechanischen face to face relations durch arbeitsteilig oder funktional bedingte Abhängigkeitsverhältnisse in zunehmender Anonymität ersetzt, führt zur Befreiung des Einzelnen von Tradition, Autorität und gemeinschaftlicher Kontrolle“ (Zima 2000, S. 298). Die Vorstellung eines einzigartigen und freien Individuums nimmt unaufhaltsam ihren Lauf, damit werden Identitäten zunehmend wählbar.

Bereits anhand dieser rudimentären Übersicht zeigt sich, dass das Thema der persönlichen Identität nicht unabhängig von den sie begleitenden historischen und gesellschaftlichen Prozessen betrachtet werden darf. Jede Zeit stellt einen bestimmten Rahmen zur Verfügung, innerhalb dessen sich Menschen selbst verstehen oder empfinden können. In Anlehnung an Kraus lässt sich festhalten, dass Identitätsbildung „(...) ein Entwicklungsprozess [ist], der innig mit der Konstitution des Subjektes in einer spezifischen gesellschaftlichen Epoche zusammenhängt; und mehr noch: Identität wird überhaupt erst zu einer Aufgabe des Subjektes in einer spezifischen historischen Situation“ (Kraus 2000, S. 22). Dies gilt, wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden soll, nicht zuletzt auch für das Identitätsmodell von Erikson.

1.2 „Moderne“ Identität

Die „moderne“ Identitätsvorstellung ist eng mit dem Namen Erik H. Erikson verknüpft. Die in seinen Schriften enthaltenen Ideen sind wegweisend: Die Formulierung und Ausdiffe-

ferenzierung eines epigenetischen Verlaufs der Identitätsentwicklung und dessen Bedingungen, die Hervorhebung der Adoleszenz als für die Identitätsbildung höchst entscheidende Phase, die Definition von Entwicklungsbereichen und –aufgaben, die Betonung der Wechselbeziehungen zwischen dem inneren Wesenskern einer Person und ihrem jeweiligen sozialen Kontext, die Gewichtung des menschlichen Strebens nach Kontinuität und Kohärenz und die Verbindung von diesen mit „persönlicher Gesundheit“ und „psychosozialen Wohlbefinden“, die Rede von einem „Identitätsgefühl“ – dies sind Themen die bis zum heutigen Tage nichts an Aktualität und Bedeutung verloren haben. Dass Eriksons Modell allerdings insgesamt auf der Vorstellung beruht, die Entwicklung der persönlichen Identität eines Menschen sei am Ende der Adoleszenz zum grössten Teil abgeschlossen, ist problematisch¹. Seiner Ansicht nach scheint das adäquate Durchlaufen aller Identitätsentwicklungsstufen am Ende der Adoleszenz zu einer „Identitätsplattform“ zu führen, welche das weitere Erwachsenenleben sichert: Das Subjekt hat dann einen stabilen Kern herausgebildet, welcher ihm zukünftig eine erfolgreiche und unproblematische Lebensbewältigung sichert (vgl. auch Keupp et al. 1999).

Diese Vorstellung ist auch hier eng mit dem gesellschaftlichen und kulturellen Kontext der damaligen Zeit zu sehen. Das von Erikson formulierte Identitätsparadigma hat als Grundlage die nordamerikanische Gesellschaft der 1950er-Jahre des letzten Jahrhunderts, einer Zeit, in der sich die Vereinigten Staaten durch viel Stabilität, kontinuierlichem wirtschaftlichen Wachstum und Wohlstand kennzeichneten (vgl. Kaufmann 2005; Eickelpasch & Rademacher 2004). Von einer soliden und beständigen „Normalbiografie“ eines Menschen auszugehen war alles andere als abwegig. Die Vorstellung von Identität als einem „inneren Besitztum“, der in der Adoleszenz erworben wird und im positiven Fall das anhaltende „Empfinden von Selbst-Gleichheit und Kontinuität, das Gefühl innerer Einheit, das Gespür der eigenen Individualität und Einzigartigkeit, ein allgemeines Empfinden des Wohlergehens, von Sinnhaftigkeit und Tatkraft (...)“ (Blasi 1993, S. 121) hervorruft, ist unter solchen Bedingungen gut nachvollziehbar. Der junge Mensch hat nach der Adoleszenz seinen „Platz in der Gesellschaft“, er ist zu einer „bestimmten Person“ geworden, die sich durch

¹ Dies scheint in wissenschaftlichen Kreisen unbestritten, auch wenn sich Erikson selber zu diesem Thema widersprüchlich äussert (vgl. Erikson 2000, S. 141): „Sie [die Identitätsbildung] ist vielmehr eine lebenslange Entwicklung, die für das Individuum und seine Gesellschaft weitgehend unbewusst verläuft“.

inneres Gleichgewicht auszeichnet, die sich als kohärent und kontinuierlich empfindet und die eine erreichbare und überschaubare Zukunft im Visier hat.

Die Kritiken an diesem Ansatz sind vielfältiger Art. Keupp et al. (1999) sehen in Anlehnung an Adorno in Eriksons Modell den Versuch, das Idealbild des „modernen Menschen“ zu konstruieren. Diesem gehe es vor allem darum, Kontrolle nach Aussen und nach Innen auszuüben, demgegenüber flösse ihm alles Ambivalente, Widersprüchliche, Fremde und Heterogene Angst ein. Gergen (1996) findet bei Erikson das eifrige Bemühen, ein rationales, wohlgeordnetes und einschätzbare Selbst zu kreieren und sieht Eriksons Werk als den Versuch an, den Menschen als eine „gut konstruierte Maschine“ zu konzipieren. Barkhaus (1999) nimmt Habermas und Krappmann auf und stellt zur Diskussion, dass das Erikson'sche Stufenmodell auf die „amerikanische Normalbiografie“ angepasst sei, nicht aber unhinterfragt als Standardmodell für alle Menschen vorausgesetzt werden könne. Feministisch inspirierte Konzeptionen betrachten ihrerseits den Zwang nach Einheitlichkeit als ein patriarchales und „phallogozentrisches“ Relikt und stellen für eine gelungene (nicht nur weibliche) Selbstfindung andere Modelle in Rechnung (vgl. bspw. Bilden 1997). Wie solche Kritiken auch immer beschaffen sein mögen: Sie erwachsen meist anderen Bedingungen, als sie Erikson antraf und sind, wie im folgenden Abschnitt gezeigt werden soll, mitunter als Reflexion der rasanten gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen 30 Jahre zu verstehen. Der Bezugspunkt Erikson dient nicht zuletzt als Kontrast zwischen der „modernen“ und der „postmodernen“ Gesellschaft – ausgedrückt über die jeweiligen Identitätsvorstellungen.

1.3 „Postmoderne“ Identität

Seit den 1960er Jahren hat es auf verschiedensten Ebenen enorme gesellschaftliche Umstrukturierungen gegeben. Begriffe wie „Postmoderne“, „Globalisierung“, „Zweite Moderne“, „Risikogesellschaft“, „Differenzierung“, „Pluralisierung“, „Individualisierung“, „Enttraditionalisierung“, „Entbettung“ ect. sind bemüht, uns diesen Wandel vor Augen zu führen und zu erklären. Auch wenn die verschiedenen Erklärungsstrukturen mitunter unterschiedliche Schwerpunkte setzen und bisweilen andere Phänomene unserer Gegenwart beleuchtet werden, so finden sich doch viele gemeinsame Nenner: Ein Subjekt, das aus vertrauten Kategorien wie Klasse, Familie, Nachbarschaft, Beruf oder Geschlechterverhältnisse heraus gerissen worden ist; traditionelle Werte und Normen, die an Bedeutung verloren haben; soziale Zusammenhänge, die zusammengebrochen sind oder andere Kon-

turen angenommen haben; „moderne“ Lebensformen und -kategorien, die nicht mehr selbstverständlich sind oder durch andere konkurrenziert werden usw. Diese veränderten Bedingungen sind für die Identitätsbildung höchst bedeutsam: „In der Dekonstruktion grundlegender Koordinaten modernen Selbstverständnisses sind vor allem Vorstellungen von Einheit, Kontinuität, Kohärenz, Entwicklungslogik oder Fortschritt in Frage gestellt worden. Begriffe wie Kontingenz, Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch, Zerstreuung, Reflexivität oder Übergänge sollen zentrale Merkmale der Welterfahrung thematisieren“ (Keupp et al. 1999, S. 30). Das entstandene Unvermögen, eigene Erfahrungen und Eindrücke in einem umfassenden Selbst- und Weltenentwurf integrieren zu können, führt zum Erlebnis von Widersprüchen und zur Schwierigkeit, die verschiedenen Selbstaspekte, die in den vielfältigen und je verschiedenen Kontexten zum Vorschein kommen, stimmig miteinander zu verbinden. Was bleibt ist eine persönliche Identität, die als „dezentriert“, „fragmentiert“, „entwurzelt“, „entkoppelt“ oder „fragil“ beschrieben wird.

Radikale postmodernistische Ansätze tendieren dazu, sich von der Vorstellung einer kohärenten persönlichen Identität zu verabschieden. Als Beispiele dienen hier Kenneth Gergen (1996) und Helga Bilden (1997). Nach Ansicht von Gergen benötigt der zukünftige Mensch keine Kernidentität, sondern vielmehr einen souveränen Umgang mit den vielen verschiedenen Rollen, mit denen er, abhängig von der jeweiligen Situation, zu spielen weiss. Das Leben für den Augenblick, das optimistische Gefühl enormer Möglichkeiten, der völlige Verzicht darauf, dem Leben einen Sinn und einen roten Faden geben zu wollen – diese und ähnliche Fähigkeiten charakterisieren, so Gergen, einen erfolgreichen zukünftigen Menschen, der sich nach Möglichkeit ständig im „Rausch der gemischten Persönlichkeit“ befinden sollte: „Darin erfährt das Individuum eine Art Befreiung vom Grundsätzlichen und lernt, aus den vielen Formen des Selbstaudrucks, die nun erlaubt sind, Freude zu gewinnen“ (S. 242).

In eine ähnliche Richtung, allerdings mit einer etwas anderen Betonung, zielt aus feministischer Sicht Helga Bilden. Auch sie spricht sich gegen „Identitätszwang und Einheitsucht“ aus, ihr Hauptanliegen ist aber die Akzeptanz der eigenen verschiedenen Selbstaspekte oder „Rollen-Selbste“ als Bedingung dafür, andere Menschen mit unterschiedlichen Individualitätsformen und allgemein die Pluralität von Lebensformen anzuerkennen: „Die eigene innere Vielfalt zu akzeptieren und eine Vielzahl von Formen des Individuum-Seins zu akzeptieren ist meines Erachtens eine Voraussetzung, um mit der Pluralität in der Ge-

sellschaft leben zu können, ohne rigide unterordnen und ausgrenzen zu müssen“ (S. 228). In ihren Augen, und hier unterscheidet sie sich nicht von „gemässigten“ gegenwärtigen Identitätstheoretikern/Innen, handelt es sich bei der Entwicklung der persönlichen Identität um einen lebenslangen Prozess, um ein „Mich-selbst-immer-wieder-Zusammensetzen“, das dem Menschen hilft, adaptiv mit vielfältigen und neuen Situationen umzugehen, oder wie sie schreibt: „Jenseits der einheitlichen Identität ist reichere Entfaltung und Erweiterung der Ressourcen zur Lebensbewältigung möglich“ (S. 242).

Während sich Bilden höchstens für eine „lockere Verbindung mehrere Teil-Selbste“ (S. 243) ausspricht, betrachten andere Autoren und Autorinnen die Herstellung von Kohärenz nach wie vor, und auch unter postmodernen Bedingungen, als eine zentrale Aufgabe, wenn nicht sogar als ein Grundbedürfnis des Menschen. Von Seiten der Salutogenese werden wir beispielsweise darauf aufmerksam gemacht, dass das Erleben von Kohärenz eine wichtige Bedingung für psychische Gesundheit und allgemeine Lebenszufriedenheit ist (vgl. Storch & Riedener 2005). Renate Höfer (2000) beschreibt eine starke persönliche Identität in Anlehnung an Antonovsky als allgemeine Widerstandsressource gegen Stress und das Kohärenzgefühl „als globale, affektiv-kognitive Orientierung, die das Ausmass ausdrückt, in dem jemand ein durchgehendes, überdauerndes und dennoch dynamisches Gefühl der Zuversicht hat“ (S. 83f.). Diesem Kohärenzgefühl kommt Höfer zufolge gerade in unserer Zeit eine ganz wichtige Rolle zu: „In einer Gesellschaft, die für die individuelle Entwicklung nicht ausreichende Sicherheiten zur Verfügung stellt, die Ambivalenz zu einer umfassenden Erfahrung macht, erweist sich das Kohärenzgefühl offensichtlich als wesentliche Kompetenz. Das Kohärenzgefühl unterstützt, so meine These, die Selbstorganisationsprozesse, es befähigt Jugendliche, für sich selbst ‚Sicherheit‘ herzustellen und Ambivalenzen können somit nicht nur als Problem, sondern auch als Herausforderung verstanden werden. Diese funktionale Bestimmung der personalen Ressource Kohärenzgefühl dient dann, dem eigentlichen Sinn der Salutogenese, der Selbstorganisation und Selbsterneuerung des gesunden Systems Individuum“ (S. 143).

Unabhängig von der Frage, inwiefern ein Individuum das Erleben von Kohärenz benötigt, teilen die meisten heutigen Ansätze die Vorstellung, dass der Mensch nicht nur eine Identität besitzt, sondern sich gleich mehreren (Teil-)Identitäten konfrontiert sieht. Demnach gibt ein Subjekt, in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation und dem jeweiligen sozialen Kontext in denen es sich gerade befindet, unterschiedliche Seiten von sich Preis, bzw. sieht

es sich jeweils anderen Selbstaspekten gegenüber. Nicola Döring (2003) nimmt Keupp et al. (1999) auf und bescheinigt einem Subjekt nicht *eine* „wahre“ Identität: „Eine Person (...) verfügt über eine Vielzahl von gruppen-, rollen-, raum-, körper- oder tätigkeitsbezogenen Teil-Identitäten (z. B. Berufs-Identität, Familien-Identität, Geschlechts-Identität, sexuelle Identität, Fan-Identität, nationale Identität, religiöse Identität). Diese Teil-Identitäten bilden zusammen kein stabiles und homogenes Ganzes, sondern eher ein – in lebenslanger Entwicklung befindliches – Patchwork (...)“ (S. 325f.).

Wie Storch (1999) darlegt, basiert diese postmoderne Position stark auf dem Ansatz des sozialen Konstruktivismus, „(...) der betont, dass Menschen Konzepte über die eigene Person hauptsächlich aufgrund kulturell geprägter selektiver Wahrnehmungen, Sprache und Interaktion mit anderen Menschen entwickeln“ (S. 70; vgl. auch Kapitel 2 in dieser Arbeit). Wird demnach berücksichtigt, wie vielen verschiedenenartigen Wahrnehmungen (bspw. über die Medien) und unterschiedlichen sozialen Situationen der heutige Mensch gegenübersteht, so lässt sich leicht nachvollziehen, dass sich die Voraussetzungen für die Identitätsentwicklung gegenüber der Moderne grundlegend verändert haben. Mehr noch: Wenn davon ausgegangen wird, dass der Einzelne die jeweiligen Selbstkonzepte auch effektiv ausleben und weiterentwickeln will oder muss – andere würden hier in Anlehnung an Goffman vielleicht von verschiedenen „Rollen“ sprechen, die ein Mensch in sozialen Situationen spielen will/muss – so wird verständlich, dass dem Gedanken von einer einzigen Identität unter solchen Bedingungen nur schwerlich zugestimmt werden kann (vgl. Storch 1999). Keupp et al. (1999) schreiben denn auch: „Wenn wir der Überlegung zustimmen, dass Identität sich in der dialogischen Selbsterfahrung in verschiedenen Lebenswelten bildet, scheint es sinnvoll, mit einem Begriff der Teilidentitäten zu operieren. (...). Als lebensweltübergreifende Identität können wir von einer Metaidentität sprechen“ (S. 100). Wenn heutzutage von der Schwierigkeit der Herstellung einer kohärenten Identität die Rede ist, so betrifft dies weniger die Herstellung einer Kernidentität, als vielmehr das Problem einer guten „Kommunikation“ (vgl. Turkle 1998) zwischen den verschiedenen Teilidentitäten. Die verschiedenen Lebenskontexte der einzelnen Menschen sind mitunter sehr unterschiedlich, widersprüchlich und wandelbar – und trotz dieser „zersplitterten Erfahrungswelt“ (Keupp et al. 1999, S. 86) muss es, diese Auffassung wird in Anlehnung an Storch & Riedener (2005), Keupp et al. (1999) und Höfer (2000) auch in dieser Arbeit vertreten, dem Individuum gelingen, die verschiedenen Teilidentitäten annähernd stimmig miteinander zu verknüpfen.

Es stellt sich allerdings die Frage, wie das Subjekt unter solchen Bedingungen ein mehr oder weniger einheitliches und integrierendes Bild von sich herstellen kann. Im gegenwärtigen Identitätsdiskurs wird entschieden darauf hingewiesen, dass die Herstellung von Identität ein lebenslanger Prozess ist, ein Projekt, das einem Menschen mitunter viel Anstrengung abfordert. Keupp et al. (1999) sprechen in diesem Bezug denn auch von einer „alltäglichen Identitätsarbeit“, die der Einzelne zu verrichten hat. Eine Variante einer solcher „Identitätsarbeit“ ist eng verknüpft mit den Selbsterzählungen, also mit den Geschichten, die jeder Einzelne von sich (sich selber oder anderen) erzählt. Um diesen Aspekt von „Identitätsarbeit“, dem Ansatz der so genannten „narrativen Identität“, soll es im zweiten Teil dieser Arbeit gehen.

2 Narrative Identität

2.1 Narratologie und narrative Psychologie

Wenn davon ausgegangen wird, dass wir es heute mit Teilidentitäten zu tun haben, die stimmig miteinander in Verbindung gebracht werden müssen, so stellt sich die Frage, mit Hilfe welcher Mittel eine solche Verknüpfungsarbeit geschehen soll. Der narrationspsychologische Ansatz wählt dazu den Weg der biografischen Selbstreflexion. Dabei beschränkt sich das Interesse der narrativen Psychologie keineswegs nur auf die Frage, wie das Individuum in postmoderner Zeit seine persönliche Identität herstellen kann. Vielmehr sieht sie die Narration als einen grundlegenden Modus der gesamten sozialen Konstruktion von Realität an, d.h. sie geht davon aus, dass Menschen ihr ganzes Leben und ihre Beziehung zur Welt als Narrationen, beziehungsweise über Sprache, gestalten (vgl. Keupp et al. 1999) – die Erzählung wird somit zu einem primär strukturierenden Schema, durch das Subjekte ihr Verhältnis zu sich selbst, aber auch zu anderen und allgemein zur physischen Umwelt organisieren und als sinnhaft auslegen (vgl. Polkinghorne 1998). Theodore R. Sarbin, Mitbegründer dieses Ansatzes, definiert die „Narrativen Psychologie“ und ihre Anliegen folgenderweise:

„Narrative psychology begins from the ontological perspective that we live in a story-shaped world; that our lives are guided by a narratory principle, i.e., the readiness to organize our experience, to interpret our social actions, and even to enact our roles according to the requirements of narrative plots. (...). When persons attempt to articulate their sense of identity, they call up the gist of remembered stories in which they were participants. The

participation could be as protagonists, antagonists, or involved spectators“ (Sarbin 2005, S. 23f.).

Aus narrativer Perspektive transportieren Selbsterzählungen keineswegs ein getreues Abbild des Innenlebens eines Menschen, sondern sie produzieren ein solches Innenleben erst, sie konstruieren es (vgl. Kraus 2002). Dieser Gedankengang ist für die Narratologie schon deshalb von zentraler Bedeutung, weil er zu den Grundpfeilern der poststrukturalistischen narrativen Bewegung gehört. Ein Blick in die Geschichte offenbart, dass die Narratologie als Ansatz für literarische Erzählungen durchaus nicht neu ist, allerdings erlangte diese Disziplin zu Beginn der 90er Jahre durch den so genannten „narrative turn“ einen entscheidenden Impuls und ist mittlerweile von vielen anderen Disziplinen übernommen bzw. angepasst worden (vgl. Kraus 2002). Wie Kraus (2002) festhält, war für diesen Bedeutungszuwachs eine neue Leseart von (zunächst literarischen) Geschichten ausschlaggebend: der Leser wird zum Ko-Konstrukteur einer Erzählung. Eine Geschichte besitzt nicht per se einen Sinn, sondern bekommt erst einen durch die Interpretation des Lesers. Sie besitzt auch nicht per se eine Struktur, auch diese wird erst im Nachhinein vom Leser auf das Werk projiziert. Dies bedeutet gleichzeitig, dass jede Geschichte eine Vielzahl von Lesarten zulässt – einen eigentlichen Sinn hat sie nicht mehr, da unendlich viele Sinnkonstruktionen möglich sind.

Auf eben diese Weise betrachtet die narrative Psychologie, eine Teildisziplin der Narratologie, eine Selbsterzählung nicht als eine realistische Aufdeckung der eigenen Lebensgeschichte durch den Erzähler, sondern vielmehr als eine, von vielen möglichen, durch ihn realisierte Konstruktion des eigenen Lebens, „ (...) unter Benutzung und Ausblendung von gelebtem Leben, im Arrangement und Rearrangement von Lebensfakten und mit dem Ziel der zukunftsbezogenen Anschlussfähigkeit“ (Kraus 2002, S. 164). Eine Erzählung übermittelt keineswegs nur „Fakten“ des eigenen Lebens, sondern sie spiegelt gleichzeitig auch Intentionen, Überzeugungen, Hoffnungen oder Bewertungen des Erzählers wider: „Selbst-Narrative dienen funktional der Integration des menschlichen Lebens, indem sie disparate Erinnerungen vergangener Geschehnisse, aktuelle Überzeugungen und Erfahrungen sowie zukünftige, imaginierte und antizipierte Handlungen miteinander verknüpfen“ (Polkinghorne 1998, S. 33).

Wenn von einem Narrativ die Rede ist, so rückt gleichzeitig auch allgemein das Phänomen „Sprache“ in das Rampenlicht. Mit Luckmann und Berger (2003, S. 24f.; in Kresic 2006)

lässt sich festhalten, dass alle wichtigen Phänomene unseres Lebens „mit Hilfe eine Vokabulars geregelt (werden) (...). Auf diese Weise markiert Sprache das Koordinatensystem meines Lebens in der Gesellschaft und füllt sie mit sinnhaltigen Objekten.“ Sprachvermögen ist von dieser Warte aus betrachtet eine Bedingung dafür, dass ein Subjekt überhaupt über sich nachdenken kann, dass Subjektivität externalisierbar und somit konstruierbar wird. „Darum kann man sagen, dass Sprache mein Subjekt-Sein ‚wirklicher‘ macht, nicht nur für mein Vis-à-vis im Gespräch, sondern auch für mich selbst. Die Kraft der Sprache, Subjektivität zu erhellen, zu kristallisieren und zu stabilisieren, bleibt ihr, wenn gleich modifiziert, auch wenn sie von der Vis-à-vis-Situation abgelöst ist (Luckmann & Berger 2003, S. 40; in Kresic 2006).

2.2 Funktionen der Narration

Der grosse Vorzug einer Narration liegt unter identitätstheoretischer Perspektive darin begründet, dass es ihr gelingen kann, zwischen heterogenen Erfahrungs- und Wissens-elementen einen mehr oder weniger kohärenten und kontinuierlichen Zusammenhang zu knüpfen: „Die Erzählung bzw. die Geschichte kann als ein kognitiv strukturierendes Organisationsprinzip konzeptualisiert werden, dessen Leistung darin besteht, vorerst disparate Elemente systematisch in eine sinnhafte Beziehung zu einem Ganzen zu setzen“ (Neumann 2005, S. 34). So ineinander fließend und diffus ein Mensch seine verschiedenen Lebensbereiche auch empfinden möge: Beim Erzählen seiner Geschichte ist er gezwungen, die einzelnen Erfahrungsbereiche in eine erzählbare Ordnung zu bringen; er kommt nicht umhin, seine Erzählung, und dem narrativen Ansatz folgend auch gleichzeitig seine persönliche Identität, zu strukturieren und zu organisieren. Wie Kaufmann (2005) schreibt, kann der Einzelne mit einer Erzählung über sich, wenn nicht eine umfassende und endgültige Kohärenz bewerkstelligen, so doch partielle Einheiten konstruieren und Dissonanzen durchschauen. Gerade letzterer Punkt darf in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden, da das Erfassen von Widersprüchlichkeiten der Akzeptanz derselben voraus geht, und vielfach erst auf dieser Grundlage eine Versöhnung mit bestimmten Anteilen der eigenen Persönlichkeit möglich ist.

2.2.1 Stiftung von Kohärenz

Kohärenz wird narrativ insbesondere durch das übergeordnete Aufeinanderbeziehen von verschiedenen Lebensbereichen hergestellt. Widersprüchliche Selbsterlebnisse können nicht nur erkannt und verarbeitet werden, sie können durch das Herstellen von Kausalitäten

in der Erzählung bis zu einem gewissen Grad auch aufgelöst werden. Der „rote Faden“ einer Geschichte verbindet das Ich mit den verschiedenen und vielleicht auch widersprüchlichen Erfahrungen dieses Ichs; und zwar nicht im Sinne der Schaffung völliger Kohärenz zwischen diesen Bezugspunkten, vielmehr erfüllt das „Miteinander-in-Beziehung-setzen“ bereits die angestrebte sinnstiftende Funktion: „Die grundlegende Kohärenz liegt nicht mehr in der Selbigkeit, sondern im Dahinfließen und in der Verbindung der Ereignisfolge. So passt sie sich perfekt der (widersprüchlichen und veränderlichen) Struktur des modernen Individuums an, das seine notwendige Einheit nicht durch eine unmögliche Totalisierung und Fixierung konstruiert, sondern von innen heraus und fortschreitend um die Erzählung, den roten Faden herum“ (Kaufmann 2005, S. 157f.). Hier lässt sich gut erkennen, weshalb die „narrative Identität“ gut auf postmoderne Verhältnisse abgestimmt ist: Identität wird nie als etwas Abgeschlossenes betrachtet, im Gegenteil, der Akt des Sich-Erzählens ist per se immer offen und unabgeschlossen – Kohärenz muss bei jeder Erzählung von neuem hergestellt werden. Eine gegenwärtig kohärente Geschichte wird durch die zeitliche Dimension des menschlichen Lebens untergraben, physiologische und kognitive Veränderungen oder veränderte soziale Ansprüche machen es notwendig, immer wieder eine neue Kohärenz herzustellen. Oder wie Polkinghorne (1998) schreibt: „Der Fluss der Zeit höhlt die narrativ konstruierte Identität einer Person aus und macht es erforderlich, sie immer wieder zu re-konstruieren“ (S. 33). Dennoch wird bei jedem Erzählen eine geschlossene Lebensgeschichte suggeriert.

2.2.2 Stiftung von Kontinuität

Der Erzählstruktur kommt auch im Hinblick auf die Kontinuität einer persönlichen Identität eine bedeutende Rolle zu. Die sequenzielle Ordnung, die einer Geschichte immanent ist, erlaubt es, auch hochkomplexe Bezüge zeitlich zu ordnen und gegenseitig in eine kausale Verbindung zu setzen (Hoffmann 2000). Somit schaffen Narrationen einen Zusammenhang zwischen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Eine Ich-Erzählung hat immer den gleichen Hauptdarsteller, egal in welcher Zeit und in welchem Lebensbereich er sich gerade befindet und egal ob er nun anders denkt, fühlt und handelt, als er dies in einem anderen Lebensbereich tun würde: es geht immer um die eigene und selbige Person – die Identität erhält auf diese Weise eine diachrone Struktur.

2.2.3 *Reduktion von Kontingenzen*

Nicht zuletzt macht uns Neumann (2005) darauf aufmerksam, dass mit einer Narration eine Kontingenzenreduktion erreicht werden kann: „So gewinnt ein zeitlich und sequentiell nachgeordnetes Ereignis allein durch seine narrative Einbettung einen höheren Grad an Wahrscheinlichkeit als andere mögliche, nicht-kontextualisierte Ereignisse“ (S. 38). Zufällige und disparate Vorfälle werden durch die Narration in einen „handlungsimmanenten Zusammenhang“ überführt und sind auf diese Weise plausibel. „Autobiographische Erzählungen“, so Neumann weiter, „stellen also nicht nur Entwicklungen dar, sondern erklären diese. (...). Selbstnarrationen dienen demnach in funktionaler Hinsicht der Synthetisierung und Interpretation von disparaten Erinnerungen: Die durch die Narrativierung gewährleistete Kontingenzenreduktion und Kontinuitätsstiftung verdichtet sich zur Gestalt einer ‚integrierenden Identität‘“ (S. 39).

2.3 *Narration und „Wahrheit“*

Ein im narrativen Zusammenhang wichtiger Diskurs spricht den Wahrheitsgehalt von Selbsterzählungen an. Wenn davon ausgegangen wird, dass jede Selbstdarstellung subjektiv, zeitbezogen und voreingenommen ist, so lässt sich mit gutem Recht fragen, als wie „objektiv wahr“ eine solche Erzählung im Endeffekt anzusehen ist. Wie De Bruyn (1995) schreibt, kann die Selbsterzählung ein getreues Bild des vergangenen Geschehens schon deshalb nicht geben, weil eine Erzählung der Vergangenheit eine Form gibt, die sie von sich aus nicht hat: „Um Geschichtsquellen oder Erinnerungen erzählbar zu machen, muss eine Auswahl getroffen, eine Ordnung hergestellt und Schwerpunkte gesetzt werden“ (S. 66). Diese Auswahl kann am Morgen beispielsweise ganz anders aussehen als am gleichen Abend, noch gewichtiger werden die Unterschiede sein, wenn grössere Zeitspannen berücksichtigt werden, d.h. ein Mensch erzählt sein Leben mit 80 Jahren anders als er dies mit 40 tat. Dies kann darauf zurückgeführt werden, dass Erinnerungen stark von den gegenwärtigen Sinnbedürfnissen und Bedingungen einer Person geprägt werden, oder anders gesagt: Das Vergangene wird durch das Gegenwärtige bestimmt. Daher stelle sich, so Hoffmann (2000), bei Erinnerungen keineswegs die Frage nach der Wahrheit der erzählten Vergangenheit: „Vielmehr wird durch die zentrale Rolle der Gegenwart die Frage wichtig: Ist die Vergangenheit für die Gegenwart adäquat? Das bedeutet mit anderen Worten, dass die Wirklichkeit des Vergangenen das ist, was ich mir als eigen unter Massgabe der Gegenwart anrechne“ (S. 82).

Dass die erzählte Vergangenheit niemals die effektive Vergangenheit wiedergibt, erklärt sich nicht zuletzt durch die Art und Weise, wie sich unser Gedächtnis Ereignisse merkt und diese wieder abrufen. Erfahrungen sind dem Gedächtnis niemals in unveränderter, ursprünglicher Form verfügbar, sondern sie werden alleine schon bei den Prozessen der Enkodierung, der Speicherung und des Abrufs verändert (vgl. Schacter 2001). Bei allen drei Abläufen handelt es sich bereits um konstruktive Tätigkeiten, die eine Erfahrung stets modifizieren. Dem Abrufen von Gedächtnisinhalten, dem eigentlichen Akt der Erinnerung also, stehen somit bereits modifizierte Inhalte zur Verfügung: „Wenn wir uns erinnern, vervollständigen wir ein Muster mit der besten Entsprechung, die im Gedächtnis vorrätig ist. Aber wir richten keinen Scheinwerfer auf ein eingespeichertes Bild“ (Schacter 2001, S. 120). Neumann (2005) illustriert diesen Punkt in Anlehnung an Neisser (1967) sehr prägnant, wenn sie ihn folgenderweise zitiert: „So wie der Paläontologe aus fossilen Überresten, also Knochenbruchstücken, auf die Gestalt des Dinosauriers schliesst, versucht auch die erinnernde Person, die verfügbaren fragmentarischen Vergangenheitsreferenzen zu einem sinnvollen Ganzen zu kombinieren. Rekonstruktiv sind diese Gedächtnisprozesse deshalb, weil die verfügbaren fossilen Reste ebenso wenig mit dem Dinosaurier wie die eingespeicherten Erfahrungsfragmente mit der aktualisierten Erinnerung (also das subjektive Erleben der Vergegenwärtigung einer vergangenen Erfahrung) übereinstimmen. Erinnerungen, so resümiert Neisser, lassen sich mithin nie vollständig auf ein vergangenes Erlebnis zurückführen, da sie immer auch subjektiv plausibel erscheinendes Wissen beinhalten, das zur Vervollständigung herangezogen wird“ (S. 26).

Der Wahrheitsgehalt einer Erzählung über die eigene Vergangenheit ist für die Identitätsformung allerdings auch gar nicht so entscheidend – ausgenommen seien hier Geschichten, die so absurd sind, dass sie von den Zuhörern nicht geglaubt werden (vgl. 2.4). Viel wichtiger für die persönliche Identität ist hier die Gegebenheit, wie sich und vor allem dass sich ein Subjekt aus gegenwärtiger Sicht überhaupt die eigene Gewordenheit erklärt. Die wesentliche Aufgabe der Narration für die Bildung von persönlicher Identität ist demnach nicht die Suche nach „effektiver Wahrheit“, sondern nach einer Wahrheit, die gut in die jeweilige Situation passt – es geht hier weniger um Genauigkeit, als um die gegenwartsbezogene Bildung von sinnstiftender Bedeutung; der Mensch konstruiert eine Erzählung über sich, die sich adäquat in Bezug auf gegenwärtige Sinnbedürfnisse verhalten muss. Selbsttäuschungen sind deshalb nicht a priori schlecht, können sie doch als „positive Illusionen“

als Grundlage psychischen Wohlbefindens dienen (Taylor & Brown 1988; in Keupp et al. 1999).

Dass jede Geschichte auch anders hätte erzählt werden können, macht die Art, wie sie schliesslich erzählt wird, aus identitätstheoretischer Perspektive auch nicht minder interessant: Gerade diese Wählbarkeit, wie Kontinuität und Kohärenz in die eigene Geschichte gebracht werden, und die Weise, wie Themenbereiche (bspw. Familie, Beruf, Hobbys usw.) miteinander in Verbindung gebracht und jeweils gewichtet werden, lassen Rückschlüsse auf die persönliche Identität eines Menschen zu. Wie Kraus (2000) bemerkt, werden durch eine Wahl andere Wahlmöglichkeiten verworfen: „Damit sagt die Wahl auch etwas über dieses andere Verworfenen“ (S. 166). Zusätzlich geben die verschiedenen Knotenpunkte zwischen den Bereichen Aufschluss über die Gewichtung der identitätskonstituierenden Ebenen untereinander (vgl. Hoffmann 2000).

Schliesslich sei noch angemerkt, dass es nicht überraschen darf, wenn die heutige Narratologie dem Wahrheitsgehalt einer Erzählung äusserst kritisch gegenüber steht. Dies vor allem deshalb, weil dieser Ansatz in seiner gegenwärtigen Form überhaupt erst auf einer „poststrukturalistischen“ Basis entwickelt worden ist, d. h. vor allem von Theoretikerinnen und Theoretikern, die prinzipiell jegliches objektive Wissen in Frage stellen. Wie Polkinghorne (1998) darlegt, tendieren narrative Vertreter dazu, „(...) kein Wissen als vertrauenswürdig zu betrachten, was impliziert, dass alle Wahrheitsansprüche relativ sind, das heisst: sie sind auf die Metaerzählung dessen zu beziehen, der den Wahrheitsanspruch geltend macht“ (S. 40). Als Konsequenz einer solchen Haltung ergibt sich die konstruktivistische Position, die davon absieht, ontologische Aussagen über die „eine“ Realität zu machen und den vielschichtigen, situationsgebundenen Charakter von sozialen Prozessen der Identitätsaushandlung betont (vgl. Kresic 2006). Es erscheint deshalb sinnvoll, sich in diesem Zusammenhang vom Begriff „Wahrheit“ zu verabschieden und, wie Liebsch (2002) vorschlägt, vermehrt mit dem Begriff der „Glaubwürdigkeit“ zu operieren. So sei die Frage „Wer bin ich?“ eng verknüpft mit der Frage des Glaubens Anderer an uns: „Derjenige, an den ich glaube, wird, so hoffe ich, für mich in Zukunft derselbe sein, der jetzt meinen Glauben bzw. mein Vertrauen rechtfertigt. Derjenige, den ich für vertrauenswürdig halte, indem ich ihm sein gegebenes Wort „abnehme“, wird dieses Vertrauen rechtfertigen, darauf baue ich“ (S. 144). Somit erhält das soziale Umfeld bei der Konstruktion der persönlichen Identität eine zentrale Rolle, denn über die „Glaubwürdigkeit“, welche wir mit unse-

ren Geschichten erwecken, werden wir von unserem sozialen Umfeld eingeschätzt, und diese sozialen Einschätzungen färben wiederum in ganz entscheidender Weise unsere persönliche Identität.

2.4 *Narrationen als Produkte des sozialen Austausches*

Erinnerungen können in der Regel nur kleinere Abschnitte unseres Lebens ans Tageslicht bringen, dies im grossen Unterschied zu Narrationen. Diese haben den entscheidenden Vorteil, dass es ihnen auch gelingen kann, Gesamtzusammenhänge herzustellen und zeitlich weit entfernte Gedächtnisbestände aufeinander zu beziehen. Wie Neumann (2005) bemerkt, erfordern narrativ konstruierte Lebensgeschichten, im Gegensatz zu Erinnerungen, eine umfassendere Synthetisierung und eine Herleitung des aktuellen Selbst aus zentralen vorherigen Lebenssituationen: „Um Lebenserfahrungen und Ereignisse, die für die Identität einer Person relevant sind, entlang einer zeitlichen Dimension zu strukturieren, bietet sich das Narrativ als anthropologisch ubiquitäres Muster der Formgebung an“ (S. 34). Polkinghorne (1998) spricht seinerseits von einer „kognitiven Strukturierung, welche das Gestaltungsvermögen, die ‚konfigurierende‘ Kraft der Fabelbildung nutzt, um Handlungen und Geschehnisse zu temporalen Ganzheiten zu formen“ (S. 16).

Diese Formgebung oder Strukturierung ist allerdings keineswegs beliebig wählbar – auch wenn das Erzählen der eigenen Geschichte als etwas zutiefst Individuelles erscheint, so ist es dies nur bedingt. Denn jede Erzählstruktur gründet im sozialen Austausch, d.h. sie unterliegt Erzählkonventionen und wird sozial übermittelt. Um die oben bereits angerissene Diskussion nochmals aufzunehmen, könnte in diesem Zusammenhang gesagt werden, dass sich die „Glaubwürdigkeit“ einer narrativen Identität weitestgehend auch daran bemisst, inwiefern der Einzelne bei seiner Erzählung soziale Konventionen berücksichtigt. Gergen (1998) definiert beispielsweise folgende Charakteristika, die eine „wohlgeformten Narration“ in der westlichen Kultur aufweisen sollte (auch Kraus 2000, 2002):

Ein sinnstiftender und werthaltiger Endpunkt: Eine Geschichte muss am Ende etwas ausdrücken, einen Sinn haben. Der Erzähler sollte wissen, worauf er mit seiner Geschichte hinaus will und auf einen „springenden Punkt“ hinsteuern. Typischerweise stellt ein solcher Endpunkt etwas Begehrntes oder aber etwas Unerwünschtes dar. Vor allem bei „wichtigen“ Selbsterzählungen, bei „Meilensteinen“ in der eigenen Biographie, sind solche sinnstiftenden Endpunkte in der Regel unproblematisch, da man oft und in unterschiedli-

chen Kontexten danach gefragt worden ist, so dass sich eine Selbstdarstellung herausbildet, die abrufbar bereit liegt (Vgl. Kraus 2000).

Die Fokussierung auf relevante Ereignisse: Nachdem das Ziel gesetzt ist, muss der Erzähler entscheiden, was wesentlich und was unwesentlich für seine Geschichte ist, d. h. ein bestimmter Endpunkt reduziert die für die Geschichte relevanten Episoden erheblich – es wird berücksichtigt, was für den Schluss der Erzählung wichtig ist. Dies hat auch für die Darstellung der eigenen Identität Folgen: „Das Identitätsprojekt stellt also nicht nur selbst eine Wahl zwischen einer Vielzahl möglicher Projekte dar, sondern es schränkt auch die Sicht auf den Weg zu seiner Realisierung erheblich ein auf Ereignisse, die mehr oder weniger ‚zielführend‘ sind“ (Kraus 2000, S. 172). Eine Voraussetzung ist, dass Relevanzkriterien sowohl beim Erzähler als auch beim Zuhörer geteilt werden, fehlt hier nämlich ein Konsens, so steigt der Erklärungs- und Begründungsaufwand des Erzählers.

Die narrative Ordnung der Ereignisse: Eine Geschichte verfolgt meistens eine lineare temporale Sequenz, wenn nicht, wirkt sie in vielen Fällen irritierend.

Stabilität einer Identität: In den meisten Fällen kommen in wohlgeformten Erzählungen Charaktere vor, die eine dauerhafte und kohärente Identität über die Zeit hinweg besitzen, d. h. es kommt beispielsweise kaum einmal vor, dass ein Protagonist gleichzeitig Schurke und Held ist: „Sobald es vom Erzähler genau festgelegt ist, wird das Individuum (oder eine sonstige Entität) dazu tendieren, seine Identität beziehungsweise seine Funktion in der Geschichte beizubehalten“ (Gergen 1998, S. 175). Ausnahmen gibt es zwar, meistens dienen aber diese Erzählungen dazu, um eben diesen Wandel zu repräsentieren.

Die Herstellung von Kausalverbindungen: Jedes Ereignis sollte ein Produkt eines vorangegangenen sein. In dem Ausmass, wie Ereignisse kausal miteinander verknüpft werden, enthält die Geschichte bessere oder schlechtere Erklärungen über ihren Fortgang. Dies gilt auch für Nebenepisoden innerhalb einer Selbsterzählung: „Ein Identitätsprojekt ist dann wohlgeformt, d. h. plausibel und kommensurabel für Dritte, wenn der Übergang von einem Teilobjekt zum anderen einer kausalen Logik gehorcht, ihr zumindest nicht widerspricht. Wenn ein Teilprojekt nicht zwingend aus einem anderen folgt, so darf es doch zumindest nicht in einem kausalen Widerspruch zu ihm stehen und muss in jedem Fall in die Kausallogik des Gesamtprojektes eingebunden sein“ (Kraus 2002, S. 170).

Grenzzeichen: Geschichten verwenden Anfangs- und Endzeichen, sowie regelgeleitete Formulierungen (bspw. „das war so:...“, „So, jetzt weisst du Bescheid“ usw.), mit denen der Eintritt in die und das Verlassen aus der Erzählerrolle signalisiert werden.

Erzählformen und Plots: Nicht minder interessant ist die Tatsache, dass es kulturell bedingte Erzählformen und Plotstrukturen gibt, aus denen viele Geschichten abgeleitet werden können (vgl. Gergen 1998). So nennt Gergen (1998) in Anlehnung an Northrop Frye (1957) beispielsweise die Typen *Komödie*, *Romanze*, *Tragödie* und *Satire*. Diese Typen unterscheiden sich voneinander insbesondere in der Intensität und Ernsthaftigkeit der in der Geschichte vorkommenden Geschehnisse sowie in der Frage, ob eine Geschichte zu einem guten oder schlechten Schluss kommt. Gergen selbst nimmt allerdings eine andere Typisierung vor (S. 178ff.):

- Stabilitätserzählungen: Die Entwicklungslinie des Protagonisten nimmt durch die Geschichte keine neue Dynamik an: „Das Leben geht einfach so weiter, weder besser noch schlechter, zumindest in Bezug auf den Schluss der Geschichte“ (S. 178).
- Progressive Erzählungen: Das Leben nimmt in der (und mit der) Geschichte einen positiven Lauf. Der Ausgangszustand ist negativer als der Endzustand.
- Regressive Erzählungen: Geschichten, die auf einen negativen Endpunkt zusteuern. Verglichen mit dem Anfangszustand ist eine klare abfallende Tendenz zu bemerken.

Nach Gergen können die von Frye vorgeschlagenen Typisierungen mit diesen drei narrativen Formen durchaus erklärt werden. So gäbe es beispielsweise bei einer tragischen Erzählung zunächst eine progressive Bewegung (um die Fallhöhe zu steigern), die dann von einer regressiven gefolgt werde, während es bei der Komödie und bei der Romanze gerade umgekehrt verlaufe. Auch im Hinblick auf die narrative Identität sieht Gergen mit den drei Formen vieles abgedeckt. So müsse man für ein erfolgreiches Aushandeln des sozialen Lebens in der Lage sein, sich als eine überdauernde, vollständige und kohärente Identität darzustellen. Dies werde gerade mit Stabilitätserzählungen erreicht. Andererseits verlange die westliche Gesellschaft vom Individuum auch Veränderungen und den Willen, sich Herausforderungen zu stellen. Progressive Erzählungen werden in diesem Fall verwendet, um sich selber und anderen Rechenschaft über diese Bemühungen abzulegen und im besten Fall positive Entwicklungen darzulegen. Schliesslich haben auch regressive Erzählun-

gen einen sozialen Wert, wie beispielsweise das Wecken von Aufmerksamkeit und Mitgefühl und somit auch das Aufrechterhalten von intimen Beziehungen.

Je mehr solche Regeln bei der Erzählung berücksichtigt werden, desto glaubwürdiger wird die Geschichte. Die narrativen Konstruktionen einer Person verlieren andererseits jegliche Bedeutung, wenn sie nicht von anderen Menschen gestützt werden. Betrachtet ein Zuhörer die erzählte Geschichte als nicht glaubwürdig, so kann er die unterstützende Hörerrolle zurückziehen – die Narration verfällt, gleichzeitig wird die Identität des Erzählenden in Frage gestellt: „Insofern ist die Stabilität unserer Identität als Selbstnarration eine öffentliche Angelegenheit“ (Keupp et al. 1999, S. 214). Ob eine Identität also anerkannt wird oder nicht, hängt aus narrativer Sicht nicht zuletzt davon ab, ob die in den verschiedenen sozialen Milieus, Subkulturen und Generationen jeweils gültigen Erzählstrukturen und Plausibilitätsvorstellungen bei der Erzählung eingehalten werden (vgl. Keupp et al. 1999).

Kurzum: Der soziale Kontext, in welchem die eigene Geschichte erzählt wird, spielt für diese, wie auch für die jeweils konstruierte persönliche Identität, eine massgebliche Rolle. Meinem Chef werde ich eine andere Geschichte erzählen, als meinen Eltern, und wieder anders werde ich bei einem guten Freund vorgehen – die präsentierte und jeweils durchaus von mir als authentisch erachtete Identität wird in den verschiedenen Fällen eine andere sein. Es wird ersichtlich, dass die Erwartungen an uns, die wir unserem Gegenüber zuschreiben, eine beachtliche Tragweite bei unseren alltäglichen Identitätsbildungen haben, oder wie Neumann (2005) schreibt: „In diesem relationalen Sinne verstanden, stellt sich die alltägliche Identitätsarbeit als eine kontinuierliche Harmonisierung von individuellen Selbstbeschreibungen und sozial zugeschriebenen Fremdbeschreibungen und Rollenerwartungen dar“ (S. 63); der soziale Kontext wird selbst zu einer inneren Struktur der narrativen Konstruktion.

2.5 Fazit

Es bleibt festzuhalten, dass alle Selbstnarrationen bestimmten sprachlichen, erzähltheoretischen und sozialen Regeln folgen müssen. Somit ist auch der Rahmen für eine glaubwürdige Konstruktion der eigenen Identität beschränkt; die Art und Weise wie sich eine Person erzählt, wie sie sich verstehen kann, ist limitiert: „Der Rückgriff auf kulturell kanonisierte Erzählmuster stellt eine wesentliche Verbindung zwischen Individuum und Kultur her, denn es weist den Einzelnen als vollgültiges und konformes Mitglied einer bestimmten

Kultur- bzw. Erzählgemeinschaft aus. (...). Konventionalisierte Geschichtsmuster (über)formen individuelle Erinnerungen und lenken die Aneignung und Deutung von Lebenserfahrungen in kollektiv vorgegebene Bahnen“ (Neumann 2005, S. 68)².

3 Zusammenfassung und weiterführende Gedanken

Identitätsbildung ist unter postmodernen Verhältnissen zu einer herausfordernden Aufgabe geworden. Vom heutigen Menschen wird, im Gegensatz zu früheren Zeiten, lebenslange Identitätsarbeit erwartet; Identität stellt sich nicht einfach ein, sondern muss vom Einzelnen immer wieder aktiv konstruiert werden. Nur so kann es dem Individuum gelingen, vielfältige und teils widersprüchliche Teilidentitäten stimmig miteinander zu verknüpfen und im eigenen Leben Kohärenz und Kontinuität zu stiften. Eine Variante einer solchen Identitätsarbeit, der Ansatz der narrativen Identität, wurde in dieser Arbeit näher vorgestellt.

Die narrative Psychologie sieht Selbsterzählungen, als ein probates, wenn nicht gar als das einzig mögliche Mittel an, um persönliche Identität zu konstruieren. Identitätsarbeit erweist sich aus dieser Perspektive als eine Erzählerarbeit, d. h. die einer Erzählung innewohnende Struktur vermag dem Leben einen „roten Faden“ zu geben, Bezüge zeitlich zu ordnen und Zusammenhänge kausal zu verknüpfen. Dem sozialen Kontext kommt dabei eine wichtige Rolle zu: Nebst der Tatsache, dass eine erzählte Geschichte mit dem Befolgen von bestimmten Erzählkonventionen anderen glaubwürdig erscheinen muss, um eine identitätsstiftende Funktion entfalten zu können, bestimmen zugeschriebene Fremdbeschreibungen und Rollenerwartungen in hohem Masse den Inhalt und den Typ einer Erzählung – und damit auch die jeweilige Konstruktionsart von persönlicher Identität.

Allgemein lässt sich feststellen, dass der Ansatz der narrativen Identität sehr „kopflastig“ ist, d.h. die Identitätsbildung gestaltet sich von dieser Warte aus nahezu ausschliesslich anhand kognitiv-bewusster Prozesse. In diesem Punkt greift die Narrative Psychologie zu kurz. So weisen neuere Identitätsansätze mit Berechtigung darauf hin, welche entscheidende Funktionen auch körperliche und emotionale Phänomene für die Bildung von Identität haben (vgl. ausführlich Storch & Riedener 2005). Des Weiteren macht uns Kresic (2006) darauf aufmerk-

² Damit verknüpft ist auch der Diskurs, wonach Erzählstrukturen kulturell eingeschriebene Norm-, Wert- und Machtstrukturen aufweisen, welche implizit in unsere Identitätsbilder einfließen (vgl. ausführlich Keupp et al 1999; Kraus 2000).

sam, dass ausser Sprache auch andere Faktoren entscheidend die Identität eines Menschen mitbilden können und nennt dabei Lebens-, Konsum-, Kleidungs-, Einrichtungs- und Musikstile. Es dürfte mit Sicherheit eine (wenn auch nicht ganz leichte) Aufgabe von zukünftigen narrativen Weiterentwicklungen sein, nebst sprachlichen Phänomenen auch andere Identitätsaspekte in ihren Theorien zu berücksichtigen.

Eng damit verbunden ist die Feststellung, dass nicht jede Selbsterzählung identitätsstiftend sein muss oder kann. So wird in der narrativen Literatur öfters der Eindruck erweckt, als sei (a) ein Individuum jederzeit in der Lage „seine“ Lebensgeschichte zu erzählen und (b) als sei es immer fähig, daraus identitätsstiftende Konklusionen zu ziehen. Dies scheint mir sehr fragwürdig zu sein. So wäre auch die These denkbar, wonach ein Individuum in der „richtigen Stimmung“ sein muss, um Identitätsarbeit narrativ verrichten zu können, wonach es einen „freien Kopf“ haben müsste, um Gesamtzusammenhänge herzustellen und diese auch auf eine (vorerst) identitätsstabilisierende Art und Weise verwenden zu können. Hier wäre ein Verknüpfungspunkt mit der obigen Feststellung denkbar, da die Vermutung nahe liegt, dass erst bestimmte körperliche und emotionale Voraussetzungen eine solche „richtige Stimmung“ hervorbringen, bzw. ihr Auftreten erleichtern können.

Nicht zuletzt bietet auch die Sprachwissenschaft neuere identitätstheoretische Weiterentwicklungen, die für psychologische Fragestellungen interessant sein könnten. So lassen sich beispielsweise in den verschiedenen Lebensbereichen eines Menschen nicht nur verschiedene Teilidentitäten feststellen, sondern mit ihnen verknüpft auch ein unterschiedlicher Gebrauch von Sprache: „Der Multiplizität der Teilidentitäten einer Person entspricht ihr multiples Sprachrepertoire“ (Kresic 2006, S. 155). Demnach werden die verschiedenen Teilidentitäten „(...) durch die verschiedenen Einzelsprachen, Sprachvarietäten, -stile und -register, die der Einzelne beherrscht (konstituiert). Ein (Teil-)Identitätswechsel vollzieht sich auf sprachlicher Ebene als Code-Switching bzw. als Varietäten-Wechsel (...)“ (ebd., S. 224). Aus sprachwissenschaftlicher Sicht scheint das Verlassen eines explizit narrativen Zugangs und das Einbinden des Themas „Identität“ in einen varietätslinguistischen Kontext erfolgsversprechend zu sein.

Eine narrativ konstruierte Identität als Ausweg aus der postmodernen Identitätskrise? – so lautete die Eingangsfrage. In meinen Augen ist diese Fragestellung zu bejahen, wenn auch nicht endgültig abzuschliessen. Es scheint mir offenkundig zu sein, dass sich der Ansatz der „narrativen Identität“ mit einer nutzbringenden Dynamik der postmodernen Identitäts-

bildung angenommen hat und auf argumentativem Wege hervorragende Möglichkeiten aufzeichnet, wie der heutige Mensch – trotz allem – Kohärenz und Kontinuität in seinem Leben stiften kann. Die grosse Stärke des Ansatzes sehe ich vor allem in Bezug auf die Frage „Wie stellen wir Identität her?“; weniger fundiert scheint mir allerdings die Antwort auf die Frage zu sein, weshalb wir überhaupt noch eine persönliche Identität brauchen. Punktuell wird in diesem Bezug, wie auch in dieser Arbeit geschehen, auf Ergebnisse der Salutogenese zurückgegriffen. Es ist zudem nicht abzustreiten, dass der narrative Ansatz nicht-sprachliche Aspekte, beispielsweise die Rolle von körperlichen oder emotionalen Aspekten im Identitätsbildungsprozess, weitestgehend vernachlässigt. Diesem Diskurs wird sich die Narrative Psychologie in Zukunft zweifelsohne stellen müssen.

4 Bibliographie

- Assmann, A. (2004). Identität und Authentizität in Shakespeares Hamlet. In P. von Moos (Hrsg.), *Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormoder-
nen Gesellschaft* (S. 411 – 427). Böhlau: Köln et al.
- Barkhaus, A. (1999). Theorie der Identität: Begriff und klassische theoretische Ansätze. In H. Dohrenbusch & J. Blickenstorfer (Hrsg.), *Allgemeine Heilpädagogik – eine interdisziplinäre Einführung* (S. 55 – 69). Edition SZH: Luzern.
- Bilden, H. (1997). Das Individuum - ein dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 227 – 249). Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Blasi, A. (1993). Die Entwicklung der Identität und ihre Folgen für moralisches Handeln. In W. Edelstein, G. Nunner-Winkler & G. Noam (Hrsg.), *Moral und Person* (119 - 147). Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Bubolz, G. (2000). *Entwicklung, Sozialisation und Identität im Jugend- und Erwachsenenalter*. Cornelsen: Berlin.
- Bruyn, G. (1995). *Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie*. Fischer: Frankfurt am Main.

- Döring, Nicola (2003). Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. Hogrefe: Göttingen u.a.
- Eickelpasch, R. & Rademacher, C. (2004). Identität. Transcript: Bielefeld.
- Erikson, E. H. (2000). Identität und Lebenszyklus. 18. Auflage. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Gergen, K. J. (1996). Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben. Carl Auer: Heidelberg.
- Gergen, K. J. (1998). Erzählung, moralische Identität und historisches Bewusstsein. Eine sozialkonstruktionistische Darstellung. In Jürgen Straub (Hrsg.), Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein (S. 170 – 202). Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Höfer, R. (2000). Jugend, Gesundheit und Identität. Studien zum Kohärenzgefühl. Leske + Budrich: Opladen.
- Hoffmann, Ch. (2000). Die Konstitution der Ich-Welt. Untersuchung zum Strukturzusammenhang von persönlicher Identität und autobiographischem Schreiben. Königshausen & Neumann: Würzburg.
- Kaufmann J.-C. (2005). Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität. UVK: Konstanz.
- Keupp, H. (1997). Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung (11 – 39). Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Keupp, H. et al. (1999). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Rowohlt: Reinbeck bei Hamburg.
- Kraus, W. (2000). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. 2. Auflage. Centaurus: Herbolzheim.
- Kraus, W. (2002). Falsche Freunde. Radikale Pluralisierung und der Ansatz einer narrativen Identität. In Jürgen Straub & Joachim Renn (Hrsg.), Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst (S. 159 – 186). Campus : Frankfurt am Main / New York.

- Kresic, M. (2006). Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst. Iudicium: München.
- Liebsch, B. (2002). Identitätsfragen in Zeiten des Verrats. Zum Missverhältnis von erzähltem und praktischem Selbst. In Jürgen Straub & Joachim Renn (Hrsg.), *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst* (S. 132 – 158). Campus : Frankfurt am Main / New York.
- Luckmann, Th. (2004). On the Evolution and Historical Construction of Personal Identity. In P. von Moos (Hrsg.), *Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft* (S. 185 – 205). Böhlau: Köln et al.
- Monk, G. (2005). From Poppies to Ferns: The Discursive Production of a Life. In G. Yancy & S. Hadley (Ed.), *Narrative Identities. Psychologists Engaged in Self-Construction* (73 – 95). Kingsley: London and Philadelphia.
- Mummendey, H. D. (2006). Psychologie des „Selbst“. Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung. Hogrefe: Göttingen et al.
- Neumann, B. (2005). Erinnerung – Identität – Narration. Gattungstypologie und Funktionen kanadischer „Fictions of Memory“. De Gruyter: Berlin.
- Polkinghorne, D. E. (1998). Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein. Beziehungen und Perspektiven. In Jürgen Straub (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein* (S. 12 – 45). Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Sarbin, T. R. (2005). The Poetics of My Identities. In: G. Yancy & S. Hadley (Ed.), *Narrative Identities. Psychologists Engaged in Self-Construction* (13 – 35). Kingsley: London and Philadelphia.
- Schacter, D. L. (2001). Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit. Rowohlt: Reinbeck bei Hamburg.
- Siefer W. & Weber Ch. (2006). Ich. Wie wir uns selbst erfinden. Campus Verlag: Frankfurt am Main / New York.
- Steins, G. (2003): Identitätsentwicklung. Wie Mädchen zu Frauen werden und Jungen zu Männern. Pabst Science Publishers: Lengerich.

- Storch, M. (1999). Identität in der Postmoderne – mögliche Fragen und mögliche Antworten. In H. Dohrenbusch & J. Blickenstorfer (Hrsg.), *Allgemeine Heilpädagogik – eine interdisziplinäre Einführung* (S. 70 – 84). Edition SZH: Luzern.
- Storch, M. & Riedener, A. (2005): *Ich packs! – Selbstmanagement für Jugendliche. Ein Trainingsmanual für die Arbeit mit dem Zürcher Ressourcen Modell*. Hans Huber: Bern.
- Turkle, S. (1998). *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet*. Rowohlt: Reinbeck bei Hamburg.
- Zima, P. V. (2000). *Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne*. Francke: Tübingen / Basel.